

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Seucke

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten

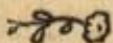
Nummer 15

Sonntag, den 10. März 1918

36. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 10. März (4. Fastensonntag): 40 Märtyrer; Montag, 11. März: Rosina; Dienstag, 12. März: Gregor der Große; Mittwoch, 13. März: Nisibis; Donnerstag, 14. März: Matilde; Freitag, 15. März: Longinus; Samstag, 16. März: Heribert.



Vierter Fastensonntag

Evangelium des hl. Johannes 6, 1-15.

In jener Zeit fuhr Jesus über das Galiläische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf den Berg und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er tun wollte. Philippus antwortete ihm: Brot für zweihundert Beher ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas wenig bekommen. Da sprach einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat; allein was ist das unter so viele? Jesus aber sprach: Laßt die Leute sich setzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer, gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brote, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, welche sich niedergelegt hatten; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übriggebliebenen Stücke, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stücken von den fünf Gerstenbrotten, welche denen, die gegessen hatten, übriggeblieben waren. Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll! Als aber Jesus erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermals auf den Berg, er allein.



Das Geheimnis der Traurigkeit

(Fortsetzung.)

Wir beten dich an, Herr Jesu Christe, und preisen dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst. Treten wir im Geiste zum Heiland in den Garten Gethsemane, wie er dort in größter Seelennot weilt ob der bevorstehenden Leiden. Noch niemals war ein Mensch in größere Traurigkeit versenkt gewesen wie der Erlöser in jener Schreckensnacht. Es muß Furchtbares über ihn gekommen sein, daß diese Traurigkeit ihn bis in die tiefste Seele aufwühlte und ihn dem Tode nahe brachte. Suchen wir deshalb in dieses Geheimnis recht tief einzudringen, und zu erfassen, weshalb wohl Jesus freiwillig eine solche Seelenqual erduldet.

1. Zwei Ursachen von Jesu Traurigkeit haben wir bereits betrachtet. Jesus war traurig wegen der Last von Sünden und Verleumdungen, die seinen himmlischen Vater so tief kränken mußten. Jesus war zweitens traurig über das Unglück, das die Menschen durch ihre Sünden über sich selbst heraufbeschwören. Heute wollen wir zwei weitere

Gründe für die Traurigkeit Jesu erwägen. Sie hatte ihren Grund dreitens darin, daß der Erlöser an all die Leiden und Verfolgungen dachte, die über die Heiligen und Gerechten und über alle jene kommen würden, die sich befehligen, Jesu nachzufolgen und unbeirrt von der Welt ihr Heil sicher zu stellen. In seinen Predigten an das Volk und in den Belehrungen an seine Apostel hatte der Heiland schon deutlich auf die Verfolgungen und Leiden hingewiesen, auf die sich alle seine Diener und Anhänger gefaßt machen mußten. „Der Knecht ist nicht größer als der Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen.“ (Joh. 15, 20) Allgemein sagte Jesus: Wenn jemand mit mir nachfolgen will, so verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.“ (Matth. 16, 24) Widerwärtigkeiten und Leiden sind aber ein Hauptbestandteil des Kreuzes, das wir zu tragen haben und der hl. Paulus versichert: „Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, werden Verfolgungen leiden.“ (2 Tim. 3, 12) Und wiederum belehrt St. Paulus, der aus eigener Erfahrung sprechen konnte: „Niemand werde in diesen Trübsalen wandeln, denn ihr selbst wisset, daß wir dazu bestimmt sind.“ (1 Thess. 3, 3) Wir sind aber Brüder Christi. Alles also, was wir zu leiden haben in der Nachfolge Jesu, das geht ihm so nahe, als leide er es selbst, so wie auch der Vater und die Mutter betrübt und traurig sind, wenn eins ihrer Kinder Kreuz und Leid erfährt.

Ganz besonders nahe geht es dem Heiland, wenn jemand um seiner Religion und um seines Glaubens willen Schmach und Verfolgung leiden muß. Die junge Kirche Christi war ganz auf Kreuz und Leid und Verfolgung aufgebaut. Kaum hatte sie den ersten Schritt in die Welt getan, kaum war das kleine Schifflein unter seinem mutigen Führer Petrus hinaus auf die hohe See gefahren, da brachen auch schon Stürme über es herein. In Jerusalem, dem Sitz und Ausgangspunkt der kleinen Kirche, entstanden in den jüdischen Behörden grausame Verfolger, die mit Blut und Eisen gegen die Anhänger der neuen Kirche vorgingen. Alle Apostel (mit Ausnahme des hl. Johannes) mußten ihren Bekennermut mit dem Leben bezahlen. Noch blutiger und grausamer waren die Verfolgungen von Seiten der heidnischen Welt. Fast dreihundert Jahre lang wütete das Heidentum gegen das immer mehr herannahende und erstarkende Christentum. Tausende und Abertausende von Christen jeden Alters, jeden Geschlechts, jeden Standes erlitten Marter und Tod um Christi willen. Als endlich dem Christentum der Friede geschenkt war, hörte damit Kreuz und Leid bei seinen Bekennern keineswegs auf. Schienen in dem einen Teile der Welt dem Christentum friedliche Zeiten gesichert zu sein, so flackerten anderswo die Feindseligkeiten wieder auf. So kommt es, daß zu keiner Zeit des Christentums und der katholischen Kirche es an Märtyrern und blutigen Bekennern fehlt, und daß Jesu Wort noch immer in Erfüllung gegangen ist: „Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen.“

Zahlreicher als diese gewaltsamen Verfolgungen sind die unblutigen Leiden, die die Bekenner Christi und alle wahren Nachfolger der Tugenden des Heilandes auf sich nehmen müssen. Wer Jesu nachfolgen will, wer immer sein Seelenheil sich angelegen sein läßt, muß sich auf Anfechtungen gefaßt machen. Solange er in dieser Welt weilt, findet er stets den Gegensatz der Kinder dieser Welt. Das Böse, Schlechte, Gemeine ist immer unduldsam, es kann es nicht ruhig mit ansehen, daß das Gute

geübt und verbreitet wird. Deshalb der ewige Kampf zwischen den Kindern Gottes und den Kindern der Welt. Dieser Kampf spielt nicht nur in der hohen Politik, in den Parlamenten der Staaten, sondern auch in den kleinen Gebilden der Städte, der Gemeinden, der Familie. Ueberall sucht der Gute sowohl wie der Böse sich durchzusetzen, sich zur Geltung zu bringen, seine Grundsätze auf den Schild zu heben. Der Gute findet also stets Gegenfasse, muß Kämpfe ausfechten, muß sich vieles gefallen lassen. Kreuz und Leid ist unausbleiblich. Alles das sah der Heiland voraus. Deshalb die große Betrübnis, die namenlose Traurigkeit, die sich über seine Seele lagerte beim Anblick dieses Meeres von Leid und Gram und Elend.

2. Einen riesigen Grund für die übergroße Traurigkeit Jesu im Garten Gethsemane müssen wir darin erblicken, daß Jesus unter den Menschen, für deren Heil und Erlösung er in den Tod gehen will, eine ganze Reihe sieht, die nichts von ihm wissen wollen, die alles, was er ihnen darbietet, schroff ablehnen, die in ihrer irdigen Religion verharren, obwohl sie Gelegenheit haben, sich über die wahre Religion, über die wahre Kirche zu unterrichten. Das sind die Irrgläubigen und die Ungläubigen. Aller Menschen Sünden will Jesus abwischen, alle Sündenstrafen auf sich nehmen. Die Gnade und die Kraft seines heiligen Leidens soll für alle genügen. Allein viele Menschen lehnen die Sakramente ab, nehmen die Gnadenmittel der Kirche nicht in Anspruch, durch die ihnen die Kraft und der Segen von Jesu Leiden zugeteilt werden soll. Welche Enttäuschung für unsern guten Jesus! Welcher Seelenschmerz! Wie schmerzt es die Eltern, wenn sie ihr ganzes Leben im Dienste für ihre Kinder geopfert haben, und nun erleben müssen, daß eins aus ihnen doch nichts geworden ist, die rechten Mittel, die ihm die Eltern verdient und aufgetrieben haben, nicht bemerkt und anderer Dinge zum Leben bedient, die gar kein Ersatz für der Eltern Verdienst sein können. Jesus sieht Millionen und Millionen von Menschen, die bei ihrer Abgötterei, ihrem Aberglauben und ihrer Unsitlichkeit verharren. Der Missionar kommt zwar zu ihnen und predigt ihnen von dem, in dessen Namen allein Heil zu finden ist. Aber da er ihnen auch von den Förderungen der christlichen Religion spricht, von dem Versagen aller Sünden, aller Leiden, schast, aller Ungerechtigkeit, und von den christlichen Tugenden spricht, da wollen sie sich nicht aufpassen. Sie verharren bei ihrer Religion, die ihren Sinnen und Leidenschaften schmeichelt, die keine sittliche Forderung stellt. So gehen sie dem ewigen Untergange entgegen. Und doch hat Jesus auch für sie genug getan, für sie den schweren Gang zur Reue gemacht und unsagbares erduldet. Mit heißer Liebe will er alle umfassen, alle retten, allen die Hand reichen, die sie vom Abgrund zurücktreibt, in den sie fallen wollen. Und nun sieht er, daß so viele die dargebotene Hand nicht ergreifen und immer tiefer sinken.

Der jetzige Krieg hat unsere Soldaten viel Elend sehen lassen, viel Blut und Wunden. Manche sprechen von einer Hölle, in der sie aushalten müßten, oder haben heimgeschrien, man mache sich keine Vorstellung von dem, was da draußen an der Front vorgehe. Andere sind vor Schrecken über das, was sie sahen, wahnsinnig geworden. Und doch ist das, was unsere Soldaten erlebten, nur ein kleiner Ausschnitt aus dem ganzen Krieg. Wenn aber einer alles Rohe, Gemeine, Niedrige, das auf allen Fronten geschehen ist, alles Blut und Elend in einem Bilde sähe, das wäre wohl

zuviel für einen Menschen, er würde wohl den Verstand verlieren. Je edler und gebildeter ein Mensch ist, desto tiefer empfindet er solche Eindrücke, desto mehr gehen sie ihm zu Herzen. Nun hat aber Jesus im Delgarten die Menschen aller Zeiten bis zum jüngsten Tage vor sich gesehen, all ihr Widerstreben gegen seine Gnade, allen Kampf der Feinde der Religion gegen Gottes Reich und Kirche, und das ganze Elend, das dieser Kampf im Geolge hat. Wie mußte dieser Bild dem Herzen Jesu wehe tun, wie mußte sein Herz verwundet werden! Dieses Herz, das so empfindlich war gegen jede Kränkung, gegen jedes unedle Benehmen, gegen alle Gewalttätigkeit und niedrige Gesinnung!

Nun wende dich in einem andächtigen Gebete an Jesus, der im Delberg auch deiner gedachte, als sich ihm die Leiden seiner getreuen Diener vorstellten. Danke ihm aus ganzem Herzen für dieses Gedelken. Er begnügt sich aber nicht damit, deine Leiden vor seine Seele hintreten zu lassen, sondern er hat sie noch geweiht und geheiligt. Ueberlege, was das heißt. Das heißt, daß er deinen Leiden die Kraft verliehen hat, deine einfrige Seligkeit zu erhöhen, ja, er hat dir schon hier auf Erden einen Wohlgeheimad an den Leiden geschenkt. Sie bringen dir Frieden, Freude und Glück ins Herz. Sie wollen die letzten Schlagen, die dir noch anhängen, beseitigen und dich Gott wohlgefalliger und ihm gleichförmiger machen. Das alles verdankst du deinem Erlöser im Delgarten. Wenn also Leiden und Heimlichkeiten über dich kommen, murre nicht gegen Gott, suche nicht mit Gewalt das harte Kreuz von dir abzuschütteln und dadurch Gottes Absichten zu vereiteln. Gottes Absicht ist immer, dein Seelenheil sicherzustellen und dein Glück, dein Wohl zu fördern. Gott weiß aber, daß das Kreuz der beste Weg dazu ist. Widerstrebe nicht diesem Weg, dann möchte dein Seelenheil in Gefahr geraten.

Im Hinblick auf das Widerstreben so vieler Menschen gegen Gottes Gnade und Führung bitte dein Heiland um Verzeihung für alle Fortnädigkeit, die du gegen seine Gnade an den Tag gelegt hast. Du verdankst es nur seiner unbegrenzten Liebe und Barmherzigkeit, daß du trotz dieses Widerstrebens gegen seine Einwirkungen nicht verloren gegangen bist und dich noch seines Wohlwollens erfreust. Denke an das ernste Wort der hl. Schrift: „Hear, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht.“ Du kannst aber auch Erge tragen, daß das Widerstreben so vieler Menschen gegen Gottes Wort und Werk immer geringer wird, einmal durch Gebet um die Belehrung der Irr- und Ungläubigen. Die nächsten Gebete Jesu, von denen uns die Evangelien so oft berichten, waren gewiß dahin gerichtet, daß der himmlische Vater das Reich Gottes immer mehr ausbreiten möge. Uns liegt es ob, diese Gebete des Heilandes fortzusetzen und durch eifrige, anhaltende Gebete die Gnade Gottes herabzusenden auf die Arbeiten aller derer, die an der Belehrung der Irr- und Ungläubigen tätig sind. Begnüge dich aber nicht mit den Gebeten, sondern beteilige dich auch an der Unterstützung der großen herrlichen Werke der inneren und äußeren Mission. Der Krieg hat uns diese Werke so nahe gebracht, daß wohl niemand mehr sich von ihren Bestrebungen ausschließen kann. Und nach dem Kriege wachsen sie an Bedeutung ins Riesengroße. Die Heidenmission insbesondere ist durch den Krieg in eine Lage gebracht worden, die auf das tiefste zu beklagen ist. Aber schon mehrten sich die Anzeichen, daß unser katholisches Volk diese Lage versteht und geionnen ist, auch schon Schritte getan hat, mit neuen Kräfte und in frischem Tatendrang alles zu tun, um dem überall in den Missionen auslebenden Verlangen nach dem Reiche Gottes entgegenzukommen. Von Bischof Faulhaber stammt das Wort: Was allgemein als Bedürfnis empfunden wird, das ist der Wille Gottes. Nun ist aber das Wiederanleben des Interesses für die Missionen in unserem Volke untreitig allgemein vorhanden. Also ist es wohl auch der Wille Gottes, diesem Verlangen Nachhine zu tragen und das Missionswerk in neuem Weite aufzunehmen.

Lacht uns beten! Herr, heiliger Vater, siehe mit wohlgefälligen Augen herab auf dein Volk, das sich angelegen sein läßt, dein Reich auf Erden immer mehr auszubreiten. Befruchte seine Arbeit

mit dem Taus deiner Gnade, auf daß alle Bemühungen mit dem Erfolg gekrönt werden. Vergilt das, was es zu Ehren deines Namens tut, mit den Gütern des ewigen Lebens. Wir bitten dich darum im Namen deines Sohnes Jesus Christus, der gesagt hat: Alles was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan. Amen!

Dpe.

Die hl. Vierzig Märtyrer, stark im Kampfe, im Siege gekrönt

10. März.

Von mir aber sei ferne, mich zu rühmen, außer in dem Kreise meines Herrn Jesu Christi.“ (Gal. 6, 14.)

Es ist etwas Schönes um Soldatentugend. Der Soldat ist tapfer, treu, pfllichteifrig und ritterlich. Er kennt keine Weichlichkeit, kein Zured, wo es die Pflicht gilt. Die Pflicht geht ihm über alles. Wir alle haben den Wert soldatischer Tugend und Tüchtigkeit in dem gewaltigen Kampfe um Sein und Nichtsein aufs neue schäzen und achten gelernt. Es sind kostbare, moralische Kräfte, die der Soldatenberuf weckt und zur Vollendung führt. Glückselig der Soldat,

Märzlied

Nun, da Schnee und Eis zerfloßen
Und des Angers Kalen schmilzt,
Hier an roten Linden schossen
Anspen bersten, Blätter sprossen,
Weht der Auferstehung Odem
Durch das leimende Gefild.

Weilchen an den Wiesenbächen
Lösen ihrer Schale Band;
Frimelugold bedeckt die Flächen;
Rote Saatenstippen stehen
Ars den Hürden; gelber Arods
Schleicht aus warmem Gartenland.

Spricht, ihr Reimchen aus den Zweigen,
Spricht aus Moos, das Gräber deckt!
Eher Hoffnung Bild und Zeugen,
Dah auch wir der Welt entkeimen,
Wenn des ewigen Frühlings Odem
Uns zur Auferstehung weckt!

Solis.

der es versteht, seine Berufstätigkeit in den Dienst des obersten Kriegsherrn zu stellen. Er verleiht ihr dadurch eine höhere Weihe und einen größeren Wert. Sein Stand wird alsdann für ihn zur Tugendsschule, er kann im Waffenrock ein Heiliger werden. So erklärt es sich auch, daß wir in der ersten christlichen Zeit gerade im Soldatenstande zahlreiche Heilige finden. Auch unsere 40 Märtyrer sind als Soldaten heilig geworden.

Wie das Christentum schon früh Eingang fand in die Paläste der Kaiser, so zählte es auch im römischen Heere seine begeisterten Anhänger. Manche Legionen bestanden fast nur aus christlichen Mannschaften. Unter den Fahnen einer dieser christlichen Legionen dienten zu Anfang des 4. Jahrhunderts jene Männer, die die Kirche feiert unter dem Namen der Vierzig Märtyrer. Sie bildeten einen Teil der Stadtbefestigung von Sebaste in Kleinasien. Ein in den Augen jedes römischen Soldaten schimpflicher Tod sollte der Lohn sein für ihre dem Kaiser treu geleisteten Dienste.

Picinius, Mitregent des Kaisers Konstantin für den Orient, haßte die Christen. Er entfernte sie aus seinem Palaste und von den öffentlichen Ämtern. Die Versammlungen in den Kirchen untersagte er ihnen, „weil die Zusammenkunft so vieler Menschen in einem geschlossenen Raume der Gesundheit nachteilig sei“. Zuletzt ging er blutig gegen die Bischöfe und Priester vor. Einem kaiserlichen Erlaß folgend, ordnete der Befehlshaber von Sebaste Feste und Opfer an zu Ehren der Schutzgötter der Armee. Da traten wie auf einen Schlag 40 Krieger, hoch gewachsene, kräftige Gestalten, zum Teil mit militärischen Auszeichnungen geschmückt, aus den Reihen hervor und

erklärten mit edlem Freimut, daß sie als Christen an dieser Feier nicht teilnehmen könnten. Vor Gericht wiederholten sie mit aller Entschiedenheit ihr Bekenntnis: „Wir sind Soldaten des Kaisers und haben ihm bis zur Stunde mit Herz und Hand treu gedient; aber wir sind auch Diener Christi, wir wollen ihn nicht verlassen und ihm nicht treulos werden; nein, keine Macht der Erde soll uns dazu bewegen.“

Der Richter, dem es tief in's Herz schnitt, diese braven Soldaten zu einer entehrenden Strafe zu verurteilen, stellte und drohte: „Befinnet euch, bedenket die Folgen des Ungehorsams gegen die Majestät des Kaisers. Euch geziemet ehrenvoller Schladentod, nicht schwächlicher Untergang.“ Weisheitschläge, Ketten und Kerkerluft sollten ihren Sinn brechen. Sie benutzten die kurze Bedenkzeit, um sich gegenseitig zu ermuntern und durch Gebet und heiliges Nachdenken Kraft zu sammeln zum letzten, schweren Kampfe. Sie dachten zurück an all die Beschwerden und das mannigfache Ungemach, die sie im Dienste ihres irdischen Herrn ertragen. So oft im Leben hatten sie in unerschütterlichem Pflichtgefühl dem Tode kalt und ruhig ins Auge geschaut, so oft sich lähm hineingestürzt in das heiße Kampfgeviß, nur um des Kaisers Macht und Ruhm zu mehren, um geringen Kriegslohn und ungewissen Siegespreis zu gewinnen. Sie hätten es für schändliche Feigheit gehalten, für ihr Leben zu bangen, jetzt, wo es die Ehre des Königs der Könige galt, jetzt jagend zurückzuweichen, wo ihnen die unvergängliche Krone des ewigen Lebens winkte. Gott habe sie geschützt im blutigen Kampfe, er werde auch im blutigen Siege mit ihnen sein.

Das Urteil lautete zum Tode durch Ertrinken. Voll Freude umarmten sie sich als sterbende Brüder vor dem Gange zum letzten, schwersten Kampfe. Sie wurden festgebunden und entblößt in dem freien Hofraum der öffentlichen Bäder dem nächtlichen Froste ausgesetzt. Es war eine fast übermenschliche Kraftprobe: draußen ohne jeden Schutz den quälenden heisenden Schmerz der grimmigen Winterfalte zu ertragen, während drinnen die Bäder dampften, ein süßiges, heiteres Leben sich abspielte und Töne der Freude und Lust herübertrafsten. Aber unsere Märtyrer erhoben sehnsuchtsvoll den Blick zum Himmel, lobten Gott und beteten: „Herr, unser vierzig sind auf dem Kampfsplatz des Glaubens, um für dich zu sterben; laß uns alle in dieser durch dein Jochen geheiligten Zahl Siegeskronen erwerben.“

Der Frost stieg von Stunde zu Stunde und durchschauerte die Todgeweihten, die Glieder erstarrten und erstarben, das Blut wich zum Herzen zurück und betäubende Ohnmacht schloß ihre Augen. Jetzt ereignete sich etwas ganz Ungewöhnliches: Ein sonst nie bemerktes bläuliches Licht erhellte den Hof; es war als schwebten geistige Gestalten vom Himmel herab und hielten schimmernde Kronen über den Häuptern der Märtyrer.

Ein Badewächter bemerkte diese seltsame Erscheinung. Er glaubte, es handle sich um ein Blendwerk oder eine Täuschung der Augen. Doch vermochte er den Gedanken nicht abzuweisen, es könnten am Ende Kronen sein, die der Christengott seinen Bekennern leude. Es erregte seine Verwunderung, daß es nur neununddreißig Kronen waren, während doch vierzig Männer dastanden. Aber schon bald sollte er die traurige Lösung dieses Rätsels erfahren. Einer der Vierzig schlich soeben zum Hause heran, begehrte Einlaß, verneigte sich vor dem Altar der Götter und ließ sich schnell ins warme Bad bringen. Der Unglückliche, so nahe am Ziele, so rühmlich gekämpft — und so schmachlich gefallen! Er verlor nicht nur die Siegeskrone, sondern auch das zeitliche Leben. Der grelle Wechsel tötete ihn. Jener Wächter aber war erleuchtet vom Geiste Gottes. Laut bekannte er seinen Glauben an den Gott der Märtyrer, gestellte sich zu ihnen und — die vierzigste Krone glänzte in himmlischer Klarheit über seinem Haupte.

Am Morgen waren alle erstarrt. Die Leiden wurden verbrannt. Treu dem Apostelworte: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“, ist diese tapfere Soldatenschar für ihren himmlischen König in den Tod gegangen, während Christus seinen getreuen Kämpfern schon hienieden sichtbar die Siegeskrone aufs Haupt setzte.

P. Neg. Bl.

Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Hysterie und Aberglauben III.

Im Buche der Weisheit heißt es: „Besser ist der Arme daran, wenn er gesund und bei guten Kräften ist, als ein Reicher, der schwach und mit einem Uebel geplagt ist. Das Weite der Seele in Heiligkeit und Gerechtigkeit ist besser als alles Gold und Silber; und ein kräftiger Leib besser, als unermesslicher Reichtum. Es gibt keinen größeren Reichtum, als den Reichtum eines gesunden Körpers und keine Freude gelter über Herzensfreude. Besser ist der Tod, als ein bitteres Leben, und besser die ewige Ruhe, als eine langwierige Krankheit.“ Eccle. 30, 14–18. — Diese Worte unterschreibt jeder Kranke, besonders aber der Hysterische. Sein Zustand ist eine Gefahr und eine Qual für ihn selbst und für andere. Und doch sind Gefahr und Qual schon bedeutend gemildert, wenn allseitig möglichst richtige Erkenntnis vorhanden.

Die psychischen Merkmale der Hysterie:

Nach Dr. Guhard haben junge hysterische Personen einen bemerkenswerten Hang zu traurigen, trübten Gedanken. Sie zeigen bezüglich ihrer Gesundheit eine so zarte Besorgnis, wie sie sonst bei Personen ihres Alters nicht vorhanden zu sein pflegen.

Dr. Legrand du Sault sagt: „Eine hysterische Person ist in erster Linie eine exzentrische Person. Die hysterische Frau fühlt sich beengt in der Welt der Wirklichkeiten. Sie geht in allem zu weit, übertreibt alles ohne Grund, und daher hebt sie das Paradoxe, die ungesunden Lehren und die gefährlichen Theorien. Sie faßt rasch auf, besitzt Einbildungskraft, brüht sich mit Leichtgläubigkeit aus und verfügt unter Umständen über literarische, praktische und künstlerische Anlagen. Sie beklagt sich, daß sie verkannt, als Sonderling angesehen, nicht gebührend geschätzt wird. Aber ihr glänzendes Äußeres ist ohne eigentlichen Wert: ihre Tätigkeit ist schlecht geregelt; nur schwer richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf einen einzigen Gegenstand; ihre Arbeit ist weder regelmäßig noch anhaltend; ihr Wissen ist nur oberflächlich und ihre Unternehmungen werden geäußert, nachdem sie kaum begonnen.“

Dr. Dubois sagt: „Ich habe wohl schon sehr schwere Fälle von Hysterie, verbunden mit Krämpfen und Delirien bei intelligenten Personen von hoher moralischer Bildung beobachtet; aber irgend einen geistigen Defekt hatten sie doch. Alle besaßen eine ungezügelte schwärmende Phantasie, eine Sucht, sich von plötzlichen tollen Einfällen leiten zu lassen. Ins richtige Gleichgewicht gebracht, wären Dichter aus ihnen geworden. — Ein wirklich Gelehrter, ein Geistesmensch kann Neurotiker sein; er wird aber nie ein ausgebrochener Hysteriker werden. Und wenn man sich an sein gesundes Urtheil, an seine logische Denkraft wendet, wird es sogar gelingen, seine Neurotische zu heilen.“

Hysterische Personen sind empfindsame Leute, romantisch veranlagt und voller Intrigen, sehr oft aber ängstlich. Dr. Briquet sagt: „Die Hysterie ist der Wahnsinn des Empfindungslebens. Andere Ärzte behaupten, daß Hysteriker bemerkenswert sind durch ihre Falschheit, durch ihren Lügen- und Verstellungsgeist. Dr. Ferbier sagt: „Ein gemeinsamer Zug ist den Hysterikern eigentümlich, nämlich eine inständige Verweigerungskunst, ein eingewurzeltes, unaussprechliches Verdrüßnis, ohne Grund und ohne Nutzen zu lügen.“ — Sie lügen aus Eitelkeit, weil sie gerne mehr wissen wollen, als sie sind, und weil sie es lieben, beobachtet zu werden.

Oft bemerkt man bei hysterischen Frauen eine bedauernde Abnahme in ihren freundschaftlichen Gefühlen gegen andere. Was nicht ihre eigene Person betrifft, wird ihnen gleichgültig.

Hysterie hält die Mitte zwischen Vernunft und Verrücktheit. Schnell gehen die Hysteriker von einem Extrem zum anderen über: Von der Milde der Festigkeit, von der Liebe zum Götze, vom Gebot zur Gotteslästerung, von der Sittlichkeit zur Sittenlosigkeit, von der wahnsinnigsten Freude zur schwärzesten Melancholie und umgekehrt. Den sie heute anbeten, verfolgen sie morgen

mit unterwürfigem Haß. Um ihren Haß zu befechtigen, sind sie aller Verbrechen fähig, manchmal ohne daß man das Geringste voraussetzen kann. Weil für sie Wahrheit und Lüge gleichbedeutend sind, sind ihnen alle Mittel gut: Anonyme Briefe, Verleumdung, falsche Beschuldigung. Sie bringen sich selbst tiefe Wunden bei und schießen die Urheberschaft denen zu, gegen die sie Abneigung gefaßt. Selbst Ärzte und Priester können sich vor hysterischen Personen nicht sorgfältig genug in acht nehmen.

Eine hysterische Person ist außer dem Hause oft ein Engel des Friedens und des Trostes, im Hause dagegen ein Teufel der Zwietracht und Bosheit. Sie kann oft ebenso liebenswürdig und sanft sein, wie sie vorher unangenehm und heftig war.

Bei ihren Wohltätigkeitswerken scheint sie oft keine Opfer, legt sich alle Arten von Entbehrung auf, setzt selbst ihr Leben aufs Spiel. Aber das alles ist für sie Bedürfnis, eine Art Notwendigkeit. Sie handelt infolge eines krankhaften Triebes und ist bei allen diesen Werken darauf bedacht, eine Rolle zu spielen, sich interessant zu machen, zu imponieren. Deshalb vernachlässigt sie oft ihre Standespflichten, um sich in übertriebener Weise den Andachtsübungen und den Werken der Nächstenliebe hinzugeben.

Hysterische Personen sind eine wahre Plage für ihre Umgebung. Sie sind um so gefährlicher, als sie in guten Augenblicken so zuvorkommend, sanft, liebenswürdig und so aufrichtig sein können, daß sie selbst ganz erfahrene Menschen manchmal in Irrtum führen. — Solche Kranken suggerieren sich selbst und setzen ihre Sinnesstörungen für Tatsachen an. Es genügt ein Lächeln, sie in den Glauben zu versetzen, sie seien Gegenstand einer ganz besonderen Bewunderung. Ebenso argwöhnisch und empfindlich können sie aber auch sein.

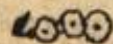
Sie sind wie große Kinder, die gleichzeitig lachen und weinen. Dr. Pittres sagt: „Wenn Melancholiker sterben wollen, überlegen sie schon lange vorher. Eine hysterische Person aber greift wegen einer unbedeutenden Verbittertheit zum Gifte oder springt ins Wasser. Am folgenden Tage ist sie hochbeglückt, dem Tode entronnen zu sein, lacht über ihre Torheit, aber bei nächster Gelegenheit das Gleiche.“

„Kein Geschick bleibt frei von Schmerzen,
Doch dem Dunkel folgt die Helle;
Nimm dir nichts zu sehr zu Herzen,
Denn es wechselt wie die Welle.“ (Wodenstedt.)

350. Geburtstag des hl. Moissius

Am 9. März jährt sich zum 350. Male der Tag, an welchem zu Castiglione in Oberitalien im hochadeligen Hause der Gonzaga der heilige Moissius, das vielverehrte Vorbild der studierenden Jugend, geboren wurde. Auf dem besitzigen Schloße, im ganzen 1404 durch Heirat an Franzesco Gonzaga übergegangenen Städtchen Castiglione war ob dieses freudigen Ereignisses der Festesfreude fast kein Ende: Kanonenschüsse brüllten, Glockengeläute ertönten und nach den Dankgottesdiensten gab es Feiern in bunter Menge, wobei auch große Mißbilligung gegen die Armen geübt wurde. Es ist hier nicht der Platz, Näheres aus des Heiligen Leben zu erzählen, dafür seien einige bemerkenswerte Daten aus seinen engeren verwandtschaftlichen Beziehungen zu den politischen Führern der damaligen Zeit und von deren Nachkommen mitgeteilt. Moissius Vater war Don Ferdinand Gonzaga, Markgraf von Castiglione (südlich vom Gardasee) und Fürst des hl. Römischen Reiches Deutscher Nation, der am 11. Dose zu Madrid im Dienste Königs Philipps II. stand. Seine Mutter war Donna Maria von Tana in Piemont, ebenfalls aus einer Familie deutschen Ursprungs) und die vertrauteste Hofdame der Königin Isabella. Der beiden Ehe war die allererste, welche in Spanien genau nach den Vorschriften des Tridentiner Konzils eingegangen wurde. Ganz besonders interessieren dürfte, was der Benediktinerpater Gregorius Hoffmann im Märzheft des „Herz-Jesu-Sendboten“ über die verwandtschaftlichen Beziehungen des Heiligen zu unserem Kaiserhaus mitteilt: „... sein Groß-

vater war mit Barbara, der Enkelin Friedrichs I., Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg, vermählt. Somit ist auch der hl. Moissius geschichtlich nachweisbar sogar mit dem glorreich regierenden, siegreichen Kaiser Wilhelm II. verwandt.“ (Dieser gleiche Friedrich I. (als Burggraf von Nürnberg Friedrich VI.), geb. um 1371, war bekanntlich der Begründer der hohenzollernschen Größe und Ahnherr des neuen deutschen Kaiserhauses; er starb am 18. September 1401 Elisabeth von Bayern, die „schöne Elie“ heim, die gefeierte Stammutter der preussischen Könige und damit auch unseres Kaisers Wilhelm.) Auch mit dem Hause Wittelsbach und anderen bayerischen Adelsgeschlechtern, z. B. mit dem von der Leyen, bestehen mehrere Verbindungen zum Hause der Gonzaga. — Moissius, der von Kindheit an ein streng asketisches Leben führte, trat 1585 in das Noviziat der Jesuiten zu Rom, zog sich 1590 bei der Krankenpflege in einem römischen Spital eine Krankheit zu und starb am 21. Juni 1591. Er wurde schon 1621 von Gregor XV. selig und 1726 von Benedikt XIII. heilig gesprochen.



Der vergrabene Schatz

Als nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1815 eine Schar französischer Soldaten, lauter blutjunge, verwagene Burken aus den Zindeln und Waisenhäusern, sich in die holländische Festung Venlo geworfen hatten, plünderten sie von hier aus, bis zur Einnahme von Paris, die ganze Umgegend mit tollkühnem Mute. Unter anderm wurde auch das benachbarte Dorf W.... von ihnen heimgesucht. Zwei reiche, unverheiratete Brüder, durch die drohende Gefahr der Plünderung, welche schon einige Zeit vorher angekündigt worden, in Schrecken gesetzt, sannten darauf, ihr Geld und ihre sonstigen Schätze noch bei Zeiten in Sicherheit zu bringen. Sie begaben sich daher spät abends mit einer Laterne, einem Spaten und einem schweren Topfe in ihren Garten hinter dem Hause, um dort ihren Reichtum zu vergraben. Zufällig bestand sich um dieselbe Stunde ihr Nachbar, ein armer Tagelöhner und Vater von vielen unversorgten Kindern, in seinem nebenan liegenden Garten. Er war ein Katholik und unterließ seinen Tag, die Mutter des Herrn anzurufen und sich ihrem Schutze zu empfehlen. Allein er hatte in seinem Leben viele harte Prüfungen zu bestehen, doch wollte niemals sein Vertrauen, und die Mutter Gottes bewahrte seine Seele auch in der größten Versuchung, wie wir hören werden, frei von einer Sünde, in die er ohne höheren Beistand gewiß gefallen wäre.

Not und Kummer hatten diesen armen Tagelöhner soeben in das Dunkel der Nacht hinausgetrieben, um sich in der kühlen Luft zu erholen, als er durch den Schein der Laterne aus seinem Hinbrüten aufgeweckt wurde. Er kniete anfangs, sagte sich aber bald, schlich sich zur Bede hin, welche die Gärten trennte, um zu erfahren, was an der anderen Seite eigentlich vorgehe. Leicht konnte er nun, durch die Laterne in der Dunkelheit begünstigt, sehen, wie die beiden ihm ganz gut bekannten Brüder den Topf eingruben, die Erde wieder festtraten, alle Spuren, welche den kostbaren Schatz hätten verraten können, sorgfältig zu entfernen suchten und dann, sich ängstlich umsehend, in ihr Haus zurückkehrten. Nun erhob sich auch langsam der arme Tagelöhner hinter der Bede. Eine fieberhafte Aufregung hatte ihn ergriffen, das Blut wallte ihm stürmisch durch die Adern, eine unsichtbare Macht schien sich seiner bemächtigt zu haben und ihn anzufuern, einen Sprung über die Bede zu wagen. Schon hatte er die rechte Hand auf dieselbe gelegt — da hält er plötzlich still. „Du sollst nicht stehlen“, sprach er halb laut vor sich hin, und als ob der schwarze Mann mit dem Pferdehuf ihn schon gefaßt hätte, reißt er sich gewaltig los und rennt hastig in sein niederes Häuschen zurück.

„Was fehlt Dir?“ Mit dieser Frage empfängt ihn sein Weib, das sich gerade vom Spinnrade erhob. „Du siehst ja aus, als wenn Du einen Spuk im Garten gesehen hättest.“ — „Mit Deinem Spuk!“ erwidert gekloppter zwar, jedoch unmutig der Mann. „Aber komm, laß uns den Rosenkranz beten und zur Ruhe gehen, es ist spät geworden.“

„Was hast Du auch so lange da hinten gemacht?“ fuhr das Weib fort, „ich wollte schon nachsehen, Du machst Dir doch seit einiger Zeit zu viel Sorgen, lieber Mann! Habe doch nur guten Mut, der liebe Gott und die Mutter Gottes werden uns und unsere Kinder nicht verlassen.“

Der Mann biß sich in die Lippen. „Unsere Kinder, ja unsere armen Kinder“, murmelte er,

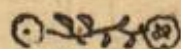
als sich die Frau entfernte, die könnten sehr reich werden. Aber — wie gut ist es doch, daß ich aus dem Garten bin. Aber weh, was dort geschehen würde? Nach verrichtetem Abendgebet begaben sich nun beide zu Bett und empfahlen sich und ihre Kinder der Obhut der seligsten Jungfrau und ihres hl. Schutzengels. Aber vergebens suchte der Tagelöhner Ruhe in den Armen des Schlafes. Er mochte die Augen schließen oder öffnen, immer stand der große Topf mit Geld vor ihm. „Und was wäre es denn auch,“ dachte er wieder, „wenn du nur einig Geld herausnähmest? Du brauchst ja nicht alles zu nehmen. Und wenn du auch alles nimmst, die Brüder sind ja reich, sie werden doch noch immer Ueberfluß für sich behalten.“ Doch mahnte wieder die bessere Stimme in ihm: „Ist und bleibt es nicht gestohlen? Gott bewahre mich vor Diebstahl!“ Und nun betete er leise einige Vaterunser und Ave Maria.

Da rief auf einmal eines seiner Kinder, welches in der nämlichen Kammer schlief: „Vater! Vater!“ Er richtete sich eilig in die Höhe und borchte; aber der Knabe schlief ruhig weiter. „Ach,“ dachte er, „Ihr guten Kinder! Noch schläft ihr sorglos und kennt die Plagen dieses Lebens nicht und nicht die Sorgen eurer Eltern. Wie sehr mühen wir uns für euch ab und können für euch doch nichts ersparen. Nur ein kleines Unglück darf uns treffen und wir sind nicht mehr imstande, euch zu ernähren, müssen euch von Tür zu Tür schicken. Ha, betteln,“ rief er ergrimmt. „Nein, nie und nimmermehr! Eher will ich — Die beiden Nachbarn sind ja unverheiratet, haben für keine Kinder zu sorgen. Was tun sie auch mit ihrem Gelde? Soll ich...? Gott Gott, führe mich nicht in Versuchung! Maria, hilf mir!“ — „Und kein Mensch wirds gewahr,“ flüsterte es ihm nach einer Weile wieder zu. „Gewiß, es ist keine Gefahr dabei; was das anbelangt,

so könnte ich es ganz unbeforsagt ausführen.“ Da schlug es 1 Uhr. „In zehn Minuten ist der Schab erhoben und ich bin ein reicher Mann und kann meine Kinder ehrlich ernähren. — Aber, was sage ich? Ehrlich? Wäre das ehrlich? Und wenn mich auch niemand sieht, sieht es nicht Gott, mein einziger Richter? Nein, nein,“ sprach er dann wieder entschlossen, „ich tue es nicht! Hat nicht mein seliger Vater mir tief eingeschärft: „Ehrlich währt am längsten, und Gott verläßt die Seinen nicht?“

So wälzt sich der arme Mann, von den beständigen Versuchungen geplagt, auf seinem harten Lager hin und her, und als es zu tagen anfang, hatte er noch kein Auge zum Schlafe geschlossen. Er rief oft die seligste Jungfrau um Hilfe an; da zuckte ihm auf einmal ein rascher Entschluß durch die Seele, und kaum hatte er ihn gefaßt, so wurde derselbe auch schon ausgeführt. Raum angezogen, schlich er sich leise aus der Kammer zum Hause hinaus und pochte dann mit heftigen Schlägen an die Tür seiner beiden Nachbarn. Sie öffneten ihm bald und fragten erstaunt, was ihm fehle. „Hört einmal,“ sprach kurz und fest unser Held, „Ihr habt gestern im Garten einen Topf mit Geld vergraben. Ich habe es gesehen und habe deshalb nicht schlafen können. Bald wäre ich zum Dieb geworden. Nun bitte ich Euch: Grabt das Geld wieder aus auf der Stelle und verbergt es an einem mir unbekannten Ort, damit ich nicht länger mehr geplagt werde. Gott wird dann schon für mich sorgen.“ Ruhig und getrost ging er dann nach Hause. Er hatte schwer gekämpft, aber auch den schönsten Sieg über sich selbst errungen durch die Fürbitte der seligsten Jungfrau.

Als die beiden reichen Brüder von der großen Armut der Arbeiterfamilie dann Näheres erfuhren, unterstützten sie dieselbe, so daß sie in Zukunft vor Not gesichert war.



Die stille Mühle

(Fortsetzung)

Eine Hochlandsgeschichte von Felix Rabor.

(Nachtr. verb.)

Der Gendarm fuhr fort: „Wir suchten die ganze Umgebung ab, fanden auch die Stelle, wo der Jäger versteckt gewesen war, als er auf der Bauer stand und entbeden in der Nähe einen Bettel, der mit einer Mäse (Stechnadel) an einer Fichte befestigt war. Hier ist der Bettel — es ist ein Blatt aus dem Notizbuche des Jägers, und darauf steht mit Bleifeder in flüchtiger Schrift:

„Ich — der Jäger Joseph Wilfer — tu' kund und zu wissen, daß ich einem gefährlichen Wild dieb auf der Spur bin. Ich laß ihn mit aus und wenn's Leben los! In einer halben Stund hab' ich ihn — oder ich bin tot. Nehmt's euch dann meiner armen Familie an.“

Auf Eid und Gewissen — selbiger Wilderer dem ich jetzt folge, ist der Pfarrer-Martl. Gott sei ihm gnädig — und mir auch!“

Ein schweres Atmen ging durch die Stube. „Der Pfarrer-Martl!“ rief es raunend von Mund zu Mund.

Vor dem Fenster draußen erklang ein ersticktes Gurgeln... Zwei Augen starrten groß und erschrocken in die Stube, zwei mörderische Hände packten das Fensterbrett, als ob sie es zerbrechen möchten. Ein leiser Fluch klang von den bloßen Lippen des Pfalters. „Teufel — jetzt heißt's, sich sputen!“ — Dann schlich er hastig davon und lief — kaum außer Hörweite, in langen Schritten durchs Dorf und seinem Hofe zu.

In der Wirtschaft folgte der Stille ein lautes heftiges Durcheinander. Jeder wollte die „G'schriß“ sehen, alle umdrängten den Gendarmen, der röllig eingekreist wurde und nicht loskommen konnte.

Schreden und Bestürzung malten sich auf allen Gesichtern... Der schwarze Martl, der Sohn des reichsten Bauern im Dorfe, ein Wilderer, ein Mörder...!

Der Bürgermeister hatte sich erhoben. „Jetzt müssen wir aufs Rathaus und ein Protokoll aufsetzen,“ sagte er, „und sehn, ob die G'schriß auch echt ist...“

Der Gemeindevorsteher wurde vorausgeschickt, um im Rathause Licht zu machen. Der Bürgermeister und die Gendarmen folgten ihm; ersterer war ein gewissenhafter Mann, der nicht auf einen bloßen Verdacht hin einen Bürgersohn des Mordes bezichtigen wollte. Er ließ daher den

Lehrer und die Witwe des Jägers aufs Rathaus laden; die beiden sollten die Echtheit der Schrift bezeugen.

Ueber all diesen Vorbereitungen und Verhandlungen verging fast eine Stunde; die Schrift und das Blatt rückten unzweifelhaft von dem ermordeten Jäger her — und nach Feststellung dieser gravierenden Tatsache schickten sich die Wächter des Gesetzes an, den Mörder in Haft zu nehmen, und machten sich auf den Weg nach dem Pfarrer-Hof.

Kein Licht brannte in dem langgestreckten Bau, der wie eine finstere Burg in der Dunkelheit lag. Nichts rührte sich, alles war unheimlich, öde und tot.

Das Gefinde hatte einen freien Mittag erhalten, war zu Markte gegangen nach Döngsbach und kam vor elf Uhr nicht nach Hause. Das Vieh hatte die alte laube Trine betraut und die ging immer mit den Küthern schlafen.

Vom Walde her und von den Bergen her zu kam stoßweise ein heftiger Wind und pochte in die Türen und Fenster des Pfarrer-Hofes, dröhnte, immer heftiger brauste der Wind daher, immer schauerlicher heulte er, so daß sich die Leute im Dorfe bekreuzten, weil der Volksmund sagt, daß sich in solchen Sturmächten ein Geheul im Walde befindet...!

Im Pfarrer-Hof war aber nicht alles so tot und leblos, wie es äußerlich den Anschein hatte. In der rückwärts gelegenen Kammer brannte hinter den verschlossenen Türen Licht und der Martl lag auf dem Bette, hatte den Tisch herangerückt, verzehrte mit gutem Appetit ein Trübsinn Schinken und trank dazu einen Krug Tirolerwein, der ihm besser mundete als jede Arznei aus der Apotheke. Der Sturz in das Bachbett hatte sich nicht als halb so gefährlich erwiesen, als er anfangs fürchtete. Wohl schmerzten Kopf, Rücken und Brust von dem Aufprall, aber es war ihm keine Rippe gebrochen und nach Anwendung einer Wundsalbe fingen die Schmerzen schon an, sich zu legen. Das Gesicht freilich, das hatten die spitzen Steine übel zugerichtet und über die Stirne leate sich nun eine schwarze Wunde, die dem jungen Burschen ein unheimliches Aussehen gab. Am schlimmsten war der rechte Fuß weggekommen; der war offenbar verstaubt, und er konnte nicht auf ihn stehen. Sobald er

mit ihm auftreten wollte, empfand er so furchtbare Schmerzen, — als ob ihm jemand mit glühenden Nadeln in den Knöcheln steche...! — hatte er ihn in essiggetränktem Lehm verpackt und hoffte, daß ihn dieses Mittel in wenigen Tagen heilen würde...!

Die Zeit wurde dem Martl lang, um sie toll zuschlagen, hatte er sich eine Pfeife angezündet und die Zeitung vorgenommen. Aber lastig, als ob er Feuer berührt hätte, warf er sie wieder weg — das ganze Blättchen war voll von Nachrichten über die Wilderer Geschichte und den Mord an dem Jäger...!

Da mit einem Male fuhr er erschrocken zusammen. Ein Schlüssel knirschte und drehte sich im Schlosse, eine Türe wurde geöffnet; schwere stampfende Schritte kamen über die Treppe gerade auf seine Kammer zu. Die Türe flog auf, im Rahmen erschien sein Vater mit todbleichem Gesicht.

„Bub —“, sagte er mit heiserer Stimme, „Bub — gesteh's nur gleich — du hast den Jäger erschossen.“

Martl zuckte empor. „Wer sagt das? — Wer kann mir's beweisen?“

Der Pfarrer legte ihm die kalte Hand auf den Kopf und sagte: „Die Toten reden! — Jetzt bist verloren!“

„Was!“ schrie Martl auf.

„Die Toten reden!... Dumm hast's angefangen, ganz dumm.“

„Wieso denn?...“ „Hast's mir doch selber angeraten, einen, der uns im Wege ist, wegzuputzen!... Und der Jäger, der war mir schlicht im Wege...“ „Hab' immer tan, was Ihr mir ang'schafft habt, und Ihr seid's in allen mein Lehrmeister gewesen — im Guten... und im Bösen...“

Ohne auf diese furchtbare Anklage zu hören, sagte Pfarrer: „Dumm hast's gemacht, weil dich der Jäger erkannt hat.“

„Nein — der ist doch tot! Der kann nimmer reden, der kann kein Zeugnis ablegen wider mich —“

„Doch doch tan, Bub!...“ „Hat a Zettel an einen Baum a'steckt und deinen Namen d'rauf a'schrieben — und den Zettel den ham's jetzt a'funden... und du bist verloren, weil die Schandarmen kommen und dich festnehmen.“

Martl sprang empor. „Soll's net wahr!“ schrie er auf und ward weiß wie die Wand. „Soll's net wahr!...“

„Ist wohl war: im Oberwirthshaus hab's schon die Schandarm.“

Martl umklammerte seinen Fuß, der ihn entsetzlich schmerzte, und brüllte auf wie ein Stier, der einen Hammer Schlag erhalten hat.

„Schweig,“ brummte Pfarrer und drückte ihm die Hand auf den Mund. „Vielleicht steh'n's schon daßen, die Schandarmen. Sie sollen glauben, es sei niemand im Haus — und derweil sie suchen, machen wir uns davon.“

„Wohin denn?“

„Du versteckst dich drüben im Stadel — da finden sie dich net.“

„Aber wenn ich doch nicht gehen kann?“

„So tußt halt kriechen als wie a kranker Hund. Geh', Martl, geh'!... Ich muß derweil meine Sachen in Ordnung bringen. Denn wenn's den Schandarmen einfallt, eine Durchsuchung zu halten, da könnten ihnen Dinge in die Hand fallen, die mich ins Zuchthaus bringen. Und dorthin, schau, da will ich net!“

„Und ich will net in's Gefängnis — lieber vorher sterb'n,“ rief Martl.

„So mach dich davon!... Verschluß!“

„Vater — bring mich weg...“

„Doch keine Zeit!... Muß für mich sorgen, Bub — sei g'scheit!... Zwei drei Tage halt's im Peuloch aus!... Wenn alles wieder in Rub' ist, nachher hol ich dich in einer finsternen Nacht und bring dich über die Grenz.“

„Ist's wahr?“

„Auf Ehr und — geh' Martl, geh'! Laß mich los!...“

(Fortsetzung folgt.)

Das Blut beherzigt uns insgesamt, Das man auch mag von Bildung münken, Und wer von einer Rasse stammt, Der fängt die Mäuse im Dunkeln. (Deuse.)